



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dann den eigentlichen Gegenstand, den Religionsunterricht, anlangt, so würde sich die Auseinandersetzung mit Ernst Heyn nur für ein Fachblatt eignen, und dazu bin ich schon seit langem nicht mehr Fachmann genug. Damit ist zugleich der Vorwurf erledigt, daß ich den Religionsunterricht kritisiert und Reformvorschläge gemacht hätte, ohne mich um die großen Verbesserungen zu kümmern, die der evangelische Religionsunterricht in den letzten Jahren erfahren habe. Dieser Vorwurf würde begründet sein, wenn ich mir angemacht hätte, einen fachwissenschaftlichen Beitrag zur Reformfrage liefern zu wollen. Das ist mir aber gar nicht eingefallen. Ebenso fern hat mir die Absicht gelegen, irgend jemand zu ärgern, was Heyn vermutet, weil ich „gern Leute ärgere, denen es gesund ist“; diese meine Bosheit ist hier wirklich nicht im Spiele gewesen. Sondern da ich Lebenserinnerungen niederschreibe, konnte ich unmöglich einen Gegenstand unerwähnt lassen, der mich viele Jahre auf das lebhafteste, zuweilen beinahe ausschließlich, beschäftigt und mitunter krank gemacht hat, und konnte unmöglich die Gedanken unterdrücken, die dieser Gegenstand in mir angeregt hat. Es handelte sich also bei diesen Aufsätzen wirklich nur um subjektive Erfahrungen und Meinungen, nicht um das Eingreifen in die Debatte der praktischen Pädagogen, eine Debatte, deren gegenwärtiger Stand mir unbekannt ist. Zu erfahren, daß die Reformen der letzten zwanzig Jahre einen befriedigenden Zustand herbeigeführt haben, das gereicht mir natürlich zu hoher Freude. Doch muß ich gestehen, daß ich in Beziehung auf diesen Fortschritt noch nicht ganz frei von Zweifeln bin. So z. B. schreibt Herr Heyn: „Wenn der Leser des Grenzbotenartikels einmal einen Blick wirft auf Reins, Staudes, Thrandorfs u. a. Präparationen, die von tausend Lehrern gebraucht werden, so wird er merken, wie reich der Stoff für die Besprechung einer Stunde ist, sodaß einem die eher zu kurz als zu lang wird.“ Daß mir die Stunde zu kurz wurde, das ist mir ein paar tausendmal begegnet; was dagegen meine Schüler*) anlangt, so habe ich Grund anzunehmen, daß sie seltner: „schon alle?“ als „uff!“ gesagt oder gedacht haben. So offen zeigen das ja die Schüler für gewöhnlich nicht, wie die von mir erwähnten kleinen Mädchen, die wußten, daß sie nichts zu fürchten hatten, und denen dann mein Nachfolger die Lektionen eingepreßelt hat. Ein Blick in die angeführten schönen Präparationen würde mich daher noch nicht überzeugen; ich müßte wissen, ob auch den siebenjährigen Knaben und Mädchen die Stunde zu kurz wird, und zwar nicht bloß bei pädagogischen Genies, sondern auch beim Durchschnittslehrer, der sich jener vortrefflichen Präparationen bedient.

Carl Jentsch

Litteratur

Das französische Theater der Gegenwart. Von Dr. Max Bannier, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium zu Frankfurt a. M. Leipzig, Kengersche Buchhandlung, 1898

Wenn heute bei uns selbst unter den Gebildeten die Kenntnis der dramatischen Litteratur Frankreichs verhältnismäßig gering ist, so ist der Grund klar: die vorhandenen französischen Litteraturgeschichten sind entweder ungenießbare Kompendien

*) Nicht alle, es hat auch einzelne, ja ganze Klassen gegeben, die mit ganzer Seele dabei waren.

oder so umfassend angelegte Werke, daß der Nichtfachmann kaum Zeit und Lust hat, sich hindurch zu arbeiten, zumal da die neuern Dramatiker überhaupt nur selten darin behandelt sind. Eine um so willkommnere Gabe ist das Buch von Max Banner. Dieser hat die Gefahren, die die Überfülle des Stoffs bietet, vermieden und sich mit glücklichem Griff auf „Das französische Theater der Gegenwart“ beschränkt, d. h. auf alles, was sich in der dramatischen Litteratur von Corneille an auf der französischen Bühne lebenskräftig erhalten hat und erhält. Daraus ergab sich zugleich die anziehende Aufgabe, nun den Ursachen der größern oder geringern Lebensfähigkeit der dramatischen Erzeugnisse nachzuspüren. Und auch hier beweist der Verfasser ein überraschend sicheres und selbständiges Urteil. Mit Recht wendet er sich z. B. gegen die alte, immer wiederholte Auffassung, als sei an der Minderwertigkeit der klassischen Tragödie der Franzosen in erster Linie die Beobachtung der drei Einheiten schuld, die doch auch in Goethes *Phigeneie* befolgt sind, und sucht vielmehr den entscheidenden Fehler in der ganz undramatischen und unerträglichen Länge der Reden der handelnden Personen, wofür er einige drastische Zahlenangaben bringt. Den meisten Raum beansprucht natürlich das moderne Drama; es ist erfreulich, daß Banner hier gegenüber der „Taschenspielerkunst“ und Effekthascherei Sardous der kräftigern und edlern Kunst Augiers die ihr gebührende Stelle zuweist. Die Deutschen sind leicht geneigt, die ganze neuere französische Dramatik nach Dumas und Sardou zu beurteilen und vergessen Augier, der doch seinen gewaltigsten Erfolg mit seinem *Mariage d'Olympe* errang, d. h. einer flammenden Kriegserklärung gegen die sentimental-lüsterne Verklärung der gefallenen Frau durch Dumas. Noch auf eine andre Gattung dramatischer Poesie, die, anders wie bei uns, auf dem französischen Theater eine große Rolle spielt und von einem Dichter wie A. de Musset mit Vorliebe gepflegt wurde, macht Banner mit Recht nachdrücklich aufmerksam, auf den Charakter, in dem sich französische Anmut und französischer Witz von ihrer besten Seite zeigen. Eine wohlgelungne Übersetzungsprobe aus einem solchen beschließt das Buch, das allen Litteraturfreunden warm empfohlen werden kann.

Die große Heidelberger Liederhandschrift. In getreuem Textabdruck herausgegeben von Dr. Friedrich Pfaff. Mit Unterstützung des Großherzoglich Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts. Heidelberg, Carl Winter, 1899

In der ersten der Züricher Novellen erzählt Gottfried Keller die Liebesgeschichte des jungen Johann Hadlaub, des Züricher Spätlings unter den Minnesingern, und wie Hadlaub dazu kam, für den angesehenen Züricher Rüdiger Manesse eine schöne große Liederhandschrift als eine Art Minnesingerkorpus mit großen Bildern der Dichter zusammenzuschreiben und zu malen. Keller schiebt zwischen sich und die Geschichte einen Züricher Erzähler, er legt sie in einer kleinen Rahmennovelle dem lebensklugen Paten des originalsüchtigen jungen Herrn Jacques in den Mund, und der wackre alte Herr streift, ehe er zu seiner Geschichte kommt, in seiner Vorrede polternd den Schulfuchs, der neulich den Ton angegeben habe, dem Rüdiger Manesse das Verdienst streitig zu machen, den Stoff zu dieser Handschrift durch fleißiges Sammeln zusammengebracht zu haben.

In der That, die schönste und vollständigste aller Liederfassungen aus der Zeit des deutschen Minnesangs, die lange unter dem Namen Manessische Handschrift gegangen ist, ist wohl, wie die Mundart ihrer Schreiber andeutet, in der Züricher Gegend entstanden, in ihr aber die Sammlung Rüdiger Manesses, die der Dichter Hadlaub einmal rühmt, wiederzuerkennen, dafür fehlt jeder weitere Anhalt.

„Sichere Nachricht von ihr erhalten wir erst um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Sie befand sich damals im Besitz des kunstfertigen Kurfürsten Friedrichs IV. von der Pfalz in Heidelberg. Wahrscheinlich ist sie bei der Einnahme Heidelbergs im Jahre 1622 entwendet worden. Erst 1657 erscheint sie plötzlich wieder als Geschenk der beiden französischen Altertumsforscher Pierre und Jacques Dupuy an die königliche, jetzt Nationalbibliothek in Paris. Dort blieb sie, von deutschen Forschern bewundert und bedauert. Auch die Jahre 1814 und 1871 konnten unserm Vaterlande das Kleinod nicht wieder zuführen, bis sie endlich durch friedlichen Kauf und Tausch im Jahre 1888 vom Deutschen Reiche erworben und an ihrer alten Heimatsstätte, unter den Handschriftenschatzen der Heidelberger Universitätsbibliothek, niedergelegt ward.“ So berichtet Friedrich Pfaff, der benachbarte Freiburger Universitätsbibliothekar, in dem Prospekt zu seinem eben erscheinenden buchstabengetreuen Abdruck der berühmten Handschrift.

Die Ausgabe will natürlich in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken dienen; denn der alte Bodmersche Druck ist unvollständig, die Wiedergabe von der Hagens von 1838 ungenau, eine 1886 vom badischen Ministerium veranstaltete Lichtdruckwiedergabe nur in wenigen Stücken verbreitet. Aber auch für den Liebhaber ist sie von Wert. Sie ist gut ausgestattet: die Kolumne, geschmackvoll geteilt, erinnert leise an das schöne alte Werk, die roten und blauen Initialen sind dem Original entsprechend wiedergegeben; ein guter Farbendruck, die Wiedergabe eines der schönsten Bilder der Handschrift — hoffentlich nicht des einzigen reproduzierten — eröffnet das erste der fünf Hefte, auf die das Ganze berechnet ist. Auch für den litterarischen Liebhaber hat ein solcher buchstabengetreuer Abdruck einen eigentümlichen Reiz. Alle kritischen Ausgaben von Walthers von der Vogelweide, von des Minnesangs Frühling usw. sind wie mit einem gewaltthätig säubernden Anstrich von philologischer Doktrin überzogen. Hier ist mit den kritischen Überzeugungen von Lachmann und Haupt getüncht, dort mit denen von Wilmanns oder Wackernagel. Man empfindet etwas von der Kälte wie in einer restaurierten Kirche. Wie intim mutet dagegen dieser Abdruck an! Wieviel unmittelbarer tritt aus diesen naivgetreuen Zeilen das alte Leben an den Leser heran! In genau dieser Form sind in der Schweiz Walthers freie Worte erklingen: Lüttsche man sind wol gezogen, in genau dieser Form dort sein Liebesjubel mitgejubelt worden: Ir houbet ist so wunnen rich, als es min himel welle sin. Genau so haben das damalige Schweizer — hundert Jahre, nachdem es gedichtet wurde — beglückt gesungen und vernommen, andächtig geschrieben und gelesen! Die Stimmung, die einst zwischen dem damals schon als etwas klassisches verehrten Kunstwerke und seinem Publikum schwebte, klingt in diesem schönen Abdruck mit.

R. W.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig